

Teil I Theoretische Bezüge und analytische Perspektiven

1 Juvenile Gesellungs- und Gesinnungsphänomene – Zugänge und Implikationen für die Soziale Arbeit

Sebastian Schröder-Werner

1.1 Einleitung

Der Beitrag erläutert den Begriff »Jugend« als analytische Kategorie, damit verbundene Gesellungs- und Gesinnungsphänomene und entfaltet Implikationen für die Soziale Arbeit. Dabei erfolgt eine Auseinandersetzung mit bezugswissenschaftlichen Ansätzen und Perspektiven sowie damit einhergehende Potenziale und Grenzen.

Jugend, die Lebensphase, in der nach gängiger Auffassung jugendkulturelle Zusammenhänge zu beobachten sind, wird häufig im Sinne einer »negativen Definition« als ein Status beschrieben, der nicht mehr als Kindheit und noch nicht als Erwachsenenphase gedeutet wird (Lenz 1986: 104 sowie 1989: 14; Mansel/Griese/Scherr 2003: 21) und durch für diese Lebensphase typische Risikopraxen (Böhnisch 2012: 170 ff.) gekennzeichnet sein kann. Diese Sichtweise erweist sich jedoch als problematisch, denn es finden sich innerhalb jugendtypischer (im Folgenden: juveniler) Netzwerke und damit einhergehender Peer-Beziehungen Akteur*innen, die noch nicht oder nicht mehr als Jugendliche zu definieren sind, und zwar weder aus entwicklungspsychologischer noch aus sozialisationstheoretischer Perspektive. Zudem lässt sich die gegenwärtige Ausdifferenzierung sozialer Praxen nicht (mehr) ohne weiteres typisieren. Lebenswelten der Akteur*innen widersetzen sich also gängigen Kategorisierungen und theoretischen Zugängen von und zu Jugend. Außerdem verstellt diese eindimensionale Rahmung den Blick auf Potenziale juveniler Handlungspraxen, die sich u. a. in Szenen widerspiegeln. Dies soll im Folgenden erörtert und daran anknüpfend sollen Konsequenzen für die Soziale Arbeit diskutiert werden. Zuvor erfolgt ein Abriss über Sozialisationstheorien und analytische Konzepte zur Beschreibung juveniler Gesellungs- und Gesinnungsphänomene.

1.2 Jugend als Lebensphase

Beschäftigt man sich mit Ansätzen Sozialer Arbeit, in deren Mittelpunkt Akteur*innen stehen, die sich innerhalb von Szenen verorten bzw. sich mit diesen identifizieren, ist eine Auseinandersetzung mit dem Begriff »Jugend« und damit einher-

gehenden analytischen Konzepten und theoretischen Zugängen unerlässlich. Diese sind vielfältig:

- eine Klassifikation anhand von Rechtsnormen, die mit dem Lebensalter korrelieren
- eine Definition anhand des biologischen Alters
- die Konzeption von Jugend als Phase der Sozialisation
- die Betrachtung von Jugend als generative Einheit

Die Definition von Jugend anhand des Lebensalters ist für die Soziale Arbeit von besonderer Bedeutung, da sie expliziert Aufgabenbereiche definiert (und damit einhergehend auch deren Finanzierung tangiert). So findet sich bspw. eine Definition dieser Zielgruppe in § 7(1) SGB VIII, deren Geltungsbereich sich im engeren Sinne auf die Altersgruppe der 14- bis 17-jährigen und im weiteren Sinne auf junge Menschen bis zur Vollendung des 27. Lebensjahres erstreckt. Auch weitere Rechtsvorschriften sind an das Lebensalter gekoppelt: Im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) wird die Geschäftsfähigkeit sowie das aktive und passive Wahlrecht anhand gesetzlicher Normen definiert, das Jugendgerichtsgesetz (JGG) sieht vor dem Hintergrund es Kerngedankens »Erziehung statt Strafe« in Abhängigkeit von der sittlichen und geistigen Entwicklung der*des Delinquent*in eine Anwendung bis zum 21. Lebensjahr vor und definiert auch die Strafmündigkeit ab dem 14. Lebensjahr. Ferner finden sich Regelungen in Bezug auf den Kinder- und Jugendschutz in einer entsprechenden Verordnung, dem Jugendschutzgesetz (JSchG).

Eine weitere Möglichkeit, sich dem Begriff anzunähern, ist eine Definition aus biologischer Perspektive. Demnach fällt der Beginn von Jugend mit dem Einsetzen der Pubertät zusammen, die mit der Geschlechtsreife einhergeht und eine Veränderung des Körpers und der Körperwahrnehmung nach sich zieht. In einer entwicklungspsychologischen Rahmung ist damit die Phase der Adoleszenz als ein »psychosoziales Moratorium« (vgl. Erikson 2021 [orig. 1959]: 137f.) verbunden. Dieses Moratorium (i. S. v. »Aufschub«) wird als eine durch die Gesellschaft zugestandene Karenzzeit verstanden, um experimentell die Erwachsenenrolle zu erlernen. »Klassische« Sozialisationstheorien sehen Jugend und den damit verbundenen Prozess der Sozialisation abgeschlossen, wenn die Erwachsenenrolle erfolgreich verinnerlicht wurde.

Hier zeigen sich Bezüge zu anthropologischen Ansätzen. So beschrieb der Schweizer Biologe und spätere Anthropologe Adolf Portmann (1969) den Menschen als »physiologische Frühgeburt«, der als »Lernwesen« ein »extra-uterines Frühjahr« durchlebe und auf einen »sozialen Uterus« angewiesen sei. Das heißt, dass Menschen im Gegensatz zu vielen Tieren zu Beginn ihres Lebens von ihrem sozialen Umfeld abhängig sind und sich erst in einem Lernprozess emanzipieren. Der Soziologe, Philosoph und Vertreter einer Philosophischen Anthropologie Helmuth Plessner (1975) argumentiert ähnlich: Der Mensch sei von Natur aus ein Kulturwesen und damit (Zeit des Lebens, aber besonders zu dessen Beginn) auf andere Menschen angewiesen. Arnold Gehlen, ebenfalls Soziologe, Anthropologe und Vertreter einer Philosophischen Anthropologie, begründet dies damit, dass Menschen im Vergleich zu Tieren eine geringere instinktive Absicherung des Verhaltens

hätten und anstelle der Erbmotorik bei Menschen eine Erwerbsmotorik trete (ders. 1993 [1940]). Dies ist auch auf soziale Kontexte und damit einhergehend auch dem Erwerb sozialer Kompetenzen zu übertragen.

Die Bedeutung des Sozialisationsbegriffs ist aus historischer Perspektive einem Wandel unterworfen. So verstand der französische Soziologe und Ethnologe Émile Durkheim darunter die Anpassung des Individuums an seine soziale Umwelt im Kontext einer »planmäßigen Sozialisation« (1972 [orig. 1922]). Dieses adaptive Verständnis verweist auf eine normative Zielsetzung des Sozialisationsprozesses, der durch eine Generation Erwachsener durch Erziehung – Durkheim versteht darunter »die Einwirkung, welche die Erwachsenengeneration auf jene ausübt, die für das soziale Leben noch nicht reif sind« (ebd.: 30.) – gezielt und mehr oder weniger bewusst gesteuert wird. Peter Berger und Thomas Luckmann unterscheiden dabei zwei Phasen: (1) die »primäre Sozialisation« als erste Phase, in der ein Mensch zum Mitglied einer Gesellschaft wird (Kindheit), und (2) die »sekundäre[] Sozialisation«, im Rahmen derer eine (primär) sozialisierte Person sich ab der Adoleszenz neue Ausschnitte sozialer Wirklichkeit erschließt (1980: 140 f.). Hurrelmann und Geulen sprechen in den 1980er Jahren bereits etwas allgemeiner von der Bildung des Menschen zu einem »sozial handlungsfähigen Subjekt« (1980: 51). Modernere Sozialisations-theorien sehen Sozialisation als einen lebenslangen Prozess an, der die Entwicklung von Menschen in einem Wechselwirkungsverhältnis von Anlage und Umwelt begreift (ebd.) und dabei dem Individuum als »produktiv realitätsverarbeitendes Subjekt« eine aktive Rolle zugesteht (Hurrelmann 1983: 91 ff.).

Die Fokussierung von Sozialisations-theorien auf die Phasen der Kindheit und Jugend hat ihre Ursprünge in (Stufen-)Modellen der psychischen und psychosozialen Entwicklung von Menschen. Sigmund Freud als Begründer der Psychoanalyse beschreibt fünf Phasen der psychosexuellen Entwicklung (2004: 48 ff.). Während die ersten vier Phasen (orale Phase, anale Phase, phallische Phase und Latenzphase) mit der Phase der Kindheit korrelieren, fällt die genitale Phase mit der Pubertät zusammen. Talcott Parsons unternahm später den Versuch, dieses Stufenmodell in seine strukturfunktionalistisch begründete Sozialisations-theorie weitgehend zu integrieren (1956; vgl. dazu auch Tillmann 2004: 36). Er geht davon aus, dass die soziale Ordnung einer Gesellschaft durch Prozesse der Sozialisation reproduziert würden, und postuliert eine Übernahme bestehender Normen und Werte im Zuge einer »sukzessiven Internalisierung« (Parsons 1956: 42 ff.).

Der Schweizer Entwicklungspsychologe und Biologe Jean Piaget beschreibt Phasen der kognitiven Entwicklung (Kesselring 1999: 100 ff.), wobei das »formal-operationale Stadium« (11 bis 16 Jahre) in die Phase der Pubertät und damit gemäß klassischer Erklärungsansätze in die Phase der Jugend fällt (ebd.: 163 f.). Der deutsch-amerikanische Entwicklungspsychologe Erik Erikson, der durch psychoanalytische Ansätze geprägt war und diese weiterentwickelte, etablierte ebenfalls ein Stufenmodell, das sich jedoch auf den gesamten Lebenszyklus bezieht (ders. 2021 [orig. 1959]). Er beschreibt damit anhand von Krisen, die mit Dilemmata einhergehen, die psychosoziale Anthropogenese im Kontext der menschlichen Biografie. Zwei dieser Stadien (Adoleszenz und das frühe Erwachsenenalter) fallen nach dieser Lesart in die Jugendphase. Während die Adoleszenz durch das Gegensatzpaar »Identität vs.

Identitätsdiffusion« geprägt ist, wird das frühe Erwachsenenalter durch den Konflikt »Intimität und Solidarität vs. Isolation« geprägt (ebd.: 150 f.).

Modernere Ansätze klassifizieren die Lebensphase Jugend anhand adoleszenzspezifischer Handlungsaufgaben, die zu bewältigen sind (bspw. Lenz 1986: 114 ff.). Dazu zählen:

1. Die Umstrukturierung sozialer Netzwerke: Eine Bindung erfolgt nunmehr nicht nur an die Herkunftsfamilie bzw. das primäre Netzwerk, sondern wird kontinuierlich (bspw. durch außerfamiliäre Beziehungen) erweitert.
2. Die Übernahme einer (relativ stabilen) Geschlechtsrollenidentität und die Aufnahme sexueller Beziehungen: Diese sind zwar im Laufe des Lebens veränderbar, dennoch erfolgt eine erste Prägung innerhalb der Jugendphase.
3. Der Erwerb von (beruflichen) Qualifikationen: Diese sind auf eine spätere ökonomische Autonomie ausgerichtet.
4. Die Ausformung eines (relativ stabilen) Selbstkonzeptes: Hier geht es um die Selbstdefinition von Individuen im Sinne einer Vorstellung der biographischen Kontinuität.¹
5. Der Entwurf eines Lebensplanes: Dieser bildet die Basis für eine Zukunftsorientierung, ist jedoch im Lebensverlauf modifizierbar.

Ein ähnliches Modell wird von Hurrelmann (u. a. 1995: 34; 2002: 35 f.) vorgeschlagen und später von Hurrelmann und Quenzel breiter ausformuliert (2022: 24 f.):

1. Qualifizieren: Die Entwicklung von intellektueller und sozialer Kompetenz, auf deren Grundlage dann schulische und nachfolgend berufliche Qualifikationen erworben werden können, die der Herausbildung einer selbstständigen materiellen Existenz dienen.
2. Binden: Die Herausbildung einer geschlechtlichen Identität und eines sozialen Bindungsverhaltens in Bezugnahme zu Gleichaltrigen sowie der Aufbau von sexuellen Partnerbeziehungen im Hinblick auf die Gründung einer Familie.
3. Konsumieren: Die Konstituierung von Handlungsmustern, die eine gesellschaftliche Teilhabe in Bezug auf Konsum- und Freizeitmarkt gewährleisten, sodass damit die Herausbildung eines eigenen Lebensstils einhergehen kann.
4. Partizipieren: Die Entwicklung eines Werte- und Normensystems sowie eines ethisch-moralischen bzw. politischen Bewusstseins, auf deren Grundlage eine verantwortliche gesellschaftliche Partizipation in kultureller und politischer Hinsicht möglich wird.

Die Lebensphase Jugend steht in einer gesellschaftlichen Generationenbeziehung. In Anknüpfung an das Modell von Karl Mannheim (1928) verweisen Ralf Bohnsack

1 Lenz vermeidet bewusst den Begriff »Identität«, da dieser aus einer interaktionistischen Perspektive im Anschluss an Goffman als Produkt einer (Fremd-)Zuschreibung aufgefasst wird (ebd.: 117 f.).

und Burkhard Schäffers (2002) darauf, dass Generationen durch das Teilen von Erfahrungen im Sinne spezifischer Ereignisse – bspw. (Welt-)Kriege, 9/11, Pandemien, Klimakatastrophen etc. –, die global bedeutsam sind, geprägt werden. Diese sind nicht unmittelbar an ein konkretes Lebensalter, sondern an kollektive Erfahrungen gekoppelt, die deren Lebenswirklichkeit beeinflussen. Diese Erfahrungen müssen nicht unmittelbar sein, stattdessen stehen Kohorten vor identischen Herausforderungen der Lebensbewältigung (sog. »Lebens-« oder »Generationszusammenhänge«). Diese sind jedoch im Sinne »konjunktiver Erfahrungsräume« je nach Klasse, Milieu, geografische Verortung etc. unterschiedlich zu lösen. In diesem Zusammenhang finden sich auch Bezeichnungen wie »Generation X/Y/Z«, die jedoch weder hinreichend empirisch begründet noch theoretisch elaboriert sind.

Der Beginn der Lebensphase Jugend ist häufig rituell überformt, bspw. wird der Übergang von der Kindheit zur Jugend durch »Übergangsrituale« wie Kommunion, Firmung, Konfirmation, Jugendweihefeier u.ä. in Abhängigkeit religiöser bzw. weltanschaulicher Bezüge (Griese 2000b) markiert, die Initiationsriten ähneln. Das Ende dieser Lebensphase ist jedoch nicht eindeutig zu bestimmen, da die Bewältigung der Handlungsaufgaben individuell vollzogen wird und durch Strukturen sozialer Ungleichheit geprägt sind.²

1.3 Juvenile Gesellungs- und Gesinnungsgemeinschaften und (kollektive) Identität

Ab der Lebensphase Jugend gewinnen Peer-Relationen an Bedeutung. Eine fast ausschließliche Orientierung an der Herkunftsfamilie wird durch die Ausbildung neuer sozialer Netzwerke abgelöst, die vor Allem außerhalb klassischer und institutionalisierter Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule etc.) durch Gleichaltrige und Gleichgesinnte geprägt sind. Dabei stehen häufig ästhetisch-kulturellen Aspekte im Vordergrund, die mit einer Selbststilisierung und deren Performanz einhergehen. Es handelt sich also primär um die Identifikation mit einem spezifischen kulturellen Kontext, der sich über Präferenzen hinsichtlich u. a. Kleidung, Musik, Sprache und Normen definieren lässt und vor allem interessenspezifisch in der Freizeit praktiziert wird (Baake 1993: 116). Eine Bildung von Gruppen und Gemeinschaften Jugendlicher wird häufig dem Beginn der Industrialisierung zugeschrieben, allerdings lassen sich auch frühere Formen wie Studentenverbindungen, in Zünften organisierte Wanderburschen, Mädchen in Spinnstuben oder nach Geschlechtern getrennte Verbände unverheirateter Personen in dörflichen Gemein-

2 Indizien eines Statuswechsels sind bspw. eine Heirat oder die Aufnahme einer Erwerbsarbeit. Initiationsriten historischer Berufsstände beschreibt Erwin Kohn bereits 1922 (ders: 215 ff.).

schaften nachweisen (vgl. Mitterauer 1986: 190f.). Bewegungen und mehr oder weniger autonome Organisationsformen Jugendlicher können ebenfalls als Prototypen zeitgenössischer Szenen betrachtet werden.

Der Begriff »Jugendkultur« wird dem deutschen Reformpädagogen Gustav Wynecken (1875–1964) zugeschrieben, der darunter eine Gemeinschaft Jugendlicher unter der Führung eines Lehrers verstand. Jugendkultur wird bei ihm als eine eigene Subkultur innerhalb der bestehenden Kultur Erwachsener konzipiert (vgl. Baacke 2004: 141). Auch Siegfried Bernfeld (1892–1953), ebenfalls Pädagoge mit Bezug zur Psychoanalyse, nutzte den Begriff, allerdings bezeichnete er damit Formen der Selbstorganisation Jugendlicher (ebd.: 141 ff.). Ein genuin soziologisches Konzept des Phänomens »Jugendkultur« wurde erstmals von Talcott Parsons entworfen:

»Genau am Übergang zur Adoleszenz entwickeln sich zum ersten Mal eine Reihe von Mustern und Verhaltensweisen, in denen die Alterseinstufung und Elemente der Geschlechterrolle eine höchst komplexe Kombination eingehen. Zusammen können sie als Erscheinung der Jugendkultur bezeichnet werden« (1964: 68 [orig. 1942]).

Parsons bezieht sich dabei auf ein systemtheoretisch geprägtes Verständnis für die Beschreibung soziokultureller Phänomene. Sein Konzept ist Ergebnis einer weitreichenden theoretischen Debatte über das Vorhandensein einer eigenständigen Jugendwelt (Griese 2000a: 40). Insofern deutet auch er Jugendkultur als eine zum Teil gegensätzliche Lebensform zur Erwachsenenwelt.

Auf diesem Konzept basierend gingen die Vertreter*innen der amerikanischen Jugendsubkulturtheorie vom Vorhandensein einer singulären Gesamtjugend(sub-)kultur aus (Elkin/Westley 1965). Sie verstanden diese als ein soziokulturelles Phänomen, das in den westlichen Industriestaaten vorfindbar ist und sich in den unterschiedlichen Peer-Groups niederschlägt, in denen sich die Heranwachsenden vorzugsweise aufhalten. Die Akteur*innen dieser Jugendkultur würden dann ihr Leben aus der Position der Normen und Werte betrachten, die in den jeweiligen Peer-Groups Gültigkeit besitzen (ebd.). Diesen Ansätzen liegt ein dichotomes Modell mit dem Gegensatzpaar »Jugendkultur« vs. »Erwachsenenkultur« zugrunde. Auf diese Idee bezieht sich auch der israelische Soziologe Shmuel Noah Eisenstadt (1966 [orig. 1956]), der in starkem Maße von Parsons inspiriert wurde. Allerdings erweitert er dessen Konzept im Sinne einer Differenzierung, das den biologischen Reifeprozess kulturell überformt. Sozialisation bedeutet in dieser Lesart die Übermittlung eines »sozialen Erbes«. Die Vermittlung dieses Erbes vollzieht sich, so Eisenstadt, zunehmend weniger in altersheterogenen Gruppen (bspw. Familien). Stattdessen gewinnen altershomogene Gruppen wie »Peer Groups« zunehmend an Bedeutung (ebd.: 40).

Die bisher beschriebenen Ansätze gehen von (einer) Jugendkultur aus, die für alle prägend ist, die die Lebensphase Jugend in einer jeweiligen Epoche durchlaufen. Eine erste Differenzierung erfolgte durch das Konzept der Subkultur. Diese wurde im deutschsprachigen Diskurs maßgeblich durch den österreichischen Sozialwissenschaftler Rolf Schwendter (1971) geprägt. Dieser vertrat die Teilkulturthese, nach der Subkulturen als Elemente einer übergreifenden Kultur zu verstehen sind, und unterscheidet zwischen progressiven Subkulturen, die auf eine Veränderung ge-

sellschaftlicher Strukturen ausgerichtet sind, und regressiven Subkulturen, die etablierte Strukturen bewahren wollen (ebd.). Er vertritt eine allgemeine Kulturtheorie, die nicht explizit auf Subkulturen Jugendlicher rekurriert. In diesem Sinne können bspw. auch Kleingartenverbände als Subkulturen gedeutet werden. Allerdings kann diese Theorie dazu genutzt werden, Gesellungs- und Gesinnungsphänomene als Subkulturen Jugendlicher bzw. »Jugendsubkulturen« zu deuten. Demnach wären Subkulturen Teilkulturen von Jugendlichen, die man prinzipiell als »regressiv« oder »progressiv« charakterisieren kann. Der deutsche Erziehungswissenschaftler Dieter Baake merkt in diesem Zusammenhang jedoch an, dass damit die Gefahr einer Stigmatisierung und unterkomplexen Betrachtung von Gruppen einhergeht (1998: 125 ff.).

Eine klassentheoretische Rahmung erfährt die Jugend(sub)kulturforschung durch die Arbeiten, die im Umfeld des sog. »Birmingham-Centers«, dem »Centre for Contemporary Cultural Studies« (CCCS) in Birmingham (UK), entstanden sind. Zu den Autoren zählen u. a. Mike Brake (1981) sowie Paul Willis, John Clarke, Dick Hebdige und Toni Jefferson (vgl. Clarke et. al. 1979; Jacke 2009). Sie unterschieden zwischen einer (Sub-)Kultur Jugendlicher (»youth culture«) und der Kultur Erwachsener bzw. der Elterngeneration (»parent culture«). Außerdem vertraten sie die Hoch- vs. Gegenkulturthese und postulierten eine Differenzierung der Gesellschaft in soziale Klassen. Gegenstand ihrer Untersuchungen waren Gruppenstile Jugendlicher, bspw. von »Teddyboys«, »Mods«, »Rocker«, »Skinheads« und »Punks« (vgl. Brake 1981: 82 ff. [orig. 1980]). Sie begriffen dabei Jugendliche als aktiv handelnde Akteur*innen im Prozess der Stilschöpfung (Kunst, Musik, Mode etc.). Ferner unterschieden sie – ihrer klassentheoretischen Perspektive folgend – zwischen jugendlichen Subkulturen der Arbeiterklasse (bspw. Skinheads) und jugendlichen Subkulturen der Mittelschicht (Hippies).

Die Studien, die im Umfeld des CCCS entstanden, gehen erstmals von einer Pluralität jugendlicher (respektive juveniler) Lebenswelten und damit verbundener kultureller Praxen aus. Damit wird das Modell einer homogenen Jugendkultur abgelöst, von der frühere Ansätze und Modelle ausgingen. Allerdings blieb die Perspektive auf den Gegenstand der Betrachtung in einer Perspektive verhaftet, die von einem (Zwei-)Klassenmodell der Gesellschaft ausgeht. Zudem erscheinen die untersuchten »Subkulturen« als analytische Konzepte retrospektiv nicht mehr angemessen, da sie als »Idealtypen« nicht (mehr) der Komplexität postmoderner Gesellschaften gerecht werden. Spätestens in den 1980er Jahren kam es zu einer Ausdifferenzierung ästhetischer Orientierungen, die sich zum Teil von der sozialen Lage, tradierten Milieus, aber auch politischen Systemen entkoppelte (Baacke 2004: 40 f.; kritisch äußert sich dazu Hoffmann 2011). Die Ausbildung juveniler Gesellungs- und Gesinnungsgemeinschaften fand nicht mehr ausschließlich in westlichen Industriestaaten statt, sie entwickelten sich teilweise zu globalen Kulturphänomenen (vgl. dazu u. a. Roth 2002 sowie Villányi/Witte/Sander 2007).

Der deutsche Soziologe Ulrich Beck beschrieb die Ausdifferenzierung von Lebenslagen als Charakteristikum der Gegenwartsgesellschaft, die er als »entgrenzte Risikogesellschaft« in einer »reflexiven Moderne« charakterisierte (1986: 251 ff.). Damit geht eine Pluralisierung von Lebensentwürfen, Lebensstilen und Handlungsoptionen einher, was einerseits zu einer Vielzahl von Optionen, andererseits

jedoch auch zu einer Individualisierung von Lebensrisiken führt. Damit korreliert auch die Entstehung neuer juveniler Formen der Vergemeinschaftung, sodass die beiden deutschen Erziehungswissenschaftler Dieter Baacke und Winfried Ferchhoff argumentieren, dass von einer Jugendkultur, die die Gesamtheit von Jugend beschreibt, nicht mehr die Rede sein kann (1995: 511 ff.). Ebenso sei der Begriff einer (sozialmilieuspezifischen) Jugendsubkultur nicht mehr adäquat, da sich diese diversifiziert und von einer Anbindung an soziale Klassen entkoppelt habe (Ferchhoff 1990). Sie unterschieden juvenile Gesellungs- und Gesinnungsphänomene anhand von Stilmerkmalen und spezifischer Handlungspraxen, die für die Lebensphase Jugend typisch seien (Ferchhoff/Baacke 1995: 505 f.). So identifizierte Ferchhoff (2007) 25 verschiedene Jugendkulturen: (1) Boygroups/Girlgroups, (2) Computerkids, (3) Fußballfans, (4) Fantasy-Fans, (5) Hooligans, (6) Grunge, (7) Kellys, (8) Junge Christen und viele Religions-Bricolagen/Mix-Religionen, (9) Heavy Metal; White-, Black-, Dark-, Trash- [sic], Death Metal, Satansrock, (10) Mainstream Pop/Rock, (11) Metaller, (12) Punks/Punkrock, (13) HipHopper/Rap-(Text) [sic]/DJing (Musik)/Graffiti (Bild), Break-dance (Tanz), (14) Rave/Techno, (15) Serienfreaks, (16) Skater/Surfer/Snowboarder, (17) Bürgerliche Jugendliche, (18) Splatters, (19) Trekker/Trekkies, (20) Skinheads, die nicht nur rechts orientiert sind, und rechte Jugendliche, (21) Grufties/Gothics, (22) Stinos, (23) Girlies, (24) die Autonome Szene sowie (25) Unbekannte, nicht entdeckte Jugendkulturen (ebd.: 188–234).³

Das Problem dieser Aufzählung ist, dass die beschriebenen »Jugendkulturen« einerseits nicht überschneidungsfrei sind – bspw. können Punks auch leidenschaftliche Skateboarder*innen sein und Fußballfans Fernsehserien konsumieren, andererseits muss die Frage erlaubt sein, was »Metaller« von Jugendlichen unterscheidet, die »Heavy Metal; White-, Black-, Dark-, Trash- [sic], Death Metal, Satansrock« konsumieren. Einige »Jugendkulturen« waren aus heutiger Sicht relativ kurzlebig (bspw. wissen Studierende, die ich in Seminaren befrage, nur selten etwas mit dem Begriff »Kellys« anzufangen), außerdem sind Fremdbezeichnungen (bspw. »Grufties«) enthalten, die innerhalb der beschriebenen Gesellungs- und Gesinnungsphänomene als stigmatisierend und/oder herabwürdigend wahrgenommen werden. Andererseits sind in der Aufzählung Gesinnungsgemeinschaften enthalten, die auch gegenwärtig noch relevant sind und zum Teil auch in diesem Band aus der Perspektive der Sozialen Arbeit behandelt werden (vgl. dazu bspw. ► Kap. 6, ► Kap. 7, ► Kap. 8, ► Kap. 9).

Hinsichtlich der Orientierung an den vielfältigen Identifikationsangeboten innerhalb jugendkultureller Gemeinschaften ist auch ein experimenteller Umgang zu beobachten. Zudem sind hybride Selbstverortungen charakteristisch. Ferchhoff und Neubauer (1997) erläutern dies Anhand des Konzeptes der Bricolage, die auf den französischen Strukturalisten Claude Lévi-Strauss (1968 [orig. 1962]) zurückgeht. Damit sind kulturelle Techniken gemeint, die die Bedeutung von Symbolen, Gegenständen und kulturellen Praxen Entkontextualisieren, verändern und neu adaptieren. Die Lebensphase Jugend lässt sich in Konsequenz daraus als »Patchwork-

3 In einer früheren Publikation von Ferchhoff Anfang der 1990er Jahre waren es bereits 21. Baacke (2004: 41) berichtete von einem »schlechten Gewissen«, das Ferchhoff schon damals hinsichtlich dieser Typenbildung gehabt habe.